
Eine Kindheit und Jugend im Hanauerland. Erinnerungen der Pfarrerstochter Ida Crecelius geb. Schellenberg 1854–1934

Hans Herrmann

Vorwort

Zu Beginn der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, als Familienforschung unter Bürgerlichen noch selten war, hatte Studienrat Helmuth Schellenberg, der Vater der in Kork lebenden Diakonissenschwester Irmtraut, die Familienchronik der Schellenbergs zusammengestellt. Darin brachte er auch Auszüge aus den „Lebenserinnerungen“ seiner Tante Ida Crecelius geb. Schellenberg (1854–1934). Die gesamten Aufzeichnungen, welche Ida Crecelius etwa 1925 auf einer alten Schreibmaschine niedergeschrieben hat, sind heute im Besitz von Schwester Irmtraut Schellenberg. Ida Schellenberg wurde 1854 in Deutschneureuth – heute Neureut – bei Karlsruhe geboren, wo ihr Vater Theodor Pfarrer war. Ida war die älteste von vier Geschwistern. Ihr Bruder Theodor, der am 9. Februar 1857 geboren wurde, starb bereits am 18. September desselben Jahres. Ihr Bruder Gotthold (1860) und ihre Schwester Luise (1861) kamen in Hesselhurst zur Welt. 1858 erhielt Theodor Schellenberg die Pfarrstelle in Hesselhurst, 1869 wurde er in Kork Pfarrer und Dekan. Ida erhielt eine gute Ausbildung in Freiburg am Institut Meyer, das von einer Freundin ihrer Mutter geleitet wurde. 1882 wurde sie in der Korker Kirche von ihrem Vater mit Albert Crecelius getraut. Ida lebte mit ihrem Mann in Meersburg, Konstanz und bis 1916 in Freiburg, wo Albert Crecelius zum Domänenrat ernannt wurde. Beide erzogen ihre vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter, in „gleichmäßiger Pflege von Körper, Geist und Gemüt“. Zwei ihrer Söhne fielen im Ersten Weltkrieg, die ledige Tochter wurde Professorin in Heidelberg. Als Albert Crecelius pensioniert wurde, zogen er und seine Frau Ida nach Heidelberg. Nach dem Tod ihres Mannes 1924 lebte Ida Crecelius bis zu ihrem Tod 1934 bei ihrer Tochter in Heidelberg, besuchte häufig Bekannte im Hanauerland und schrieb ihre Erinnerungen nieder.

In dem von mir ausgewählten und chronologisch geordneten bearbeiteten Text der „Erinnerungen“ beschreibt Ida Crecelius die Stimmung, Furcht und Hoffnung der Grenzbevölkerung vor und während des Krieges 1870/71. Sie berichtet von der Belagerung Straßburgs, von der Beschießung Kehls, den Kehler Flüchtlingen, vom Einsatz der Frauen in der Lazaretten Korks, von Brandstiftung und Einquartierung. Sie zeigt aber auch



*Frau Pfarrer Ida Schellenberg
(Mutter von Ida Crecelius)*



*Pfarrer Schellenberg 1868
(Vater von Ida Crecelius)*

auf, wie die deutsche Regierung wirtschaftlich und baulich viel in das wieder deutsch gewordene Straßburg investierte, aber durch den Einsatz vieler preußischer Beamter mit ihrer ganz anderen Mentalität und Arroganz sich viel Sympathien bei den Elsässern verspielte.

1870 – Es gibt Krieg!

Im Streit um die spanische Thronfolge zwischen Preußen und Frankreich hatte König Wilhelm die französische Forderung, für alle Zeiten auf den spanischen Thron zu verzichten, zurückgewiesen. Bismarck hatte den preußischen Standpunkt in der Emser Depesche an Frankreich provozierend verkürzt wiedergegeben. Diesen Text mußte Frankreich als Affront empfinden und reagierte erwartungsgemäß mit der Kriegserklärung am 19. Juli 1870.

Damit begann der deutsch-französische Krieg, in dem sich alle nord-deutschen und entgegen der Erwartung Frankreichs auch die süddeutschen Staaten auf die Seite Preußens stellten; auch Baden stand zu Preußen.



*Ida Crecelius v. li.
mit ihrem Bruder Gotthold,
ihrer Schwester Luise
und dem Pflegebruder René*

Besuche bei Bekannten und auf den Märkten in Straßburg waren für die Hanauer Bevölkerung plötzlich nicht mehr möglich. Als Grenzbewohner hatten sie Angst vor einem französischen Angriff, zumal die französische Presse gegen die süddeutschen Staaten hetzte.

Nach der Kriegserklärung am 22. Juli wurde auf deutscher Seite der Drehteil der 1861 gebauten Eisenbahnbrücke gesprengt. Die in den Nischen der Brücke stehenden Skulpturen von „Vater Rhein“ und „Mutter Kinzig“ wurden dabei in den Rhein geschleudert. Nur die „Mutter Kinzig“ wurde später wieder aufgefunden und 1904 auf dem Kehler Marktplatz aufgestellt.

Aus Kork wurden 21 Männer als Reservisten einberufen und mussten sich in Rastatt melden. Sie kehrten alle unversehrt aus dem Krieg zurück.

Fast ein Jahr waren wir in Kork. Wir hatten uns eingelebt in Haus und Gemeinde; die Großmutter war nach schwerer Operation genesen, alle waren gesund, und das Leben schien freundlich vor uns zu liegen. Wohl hatten uns die Sturmzeichen am politischen Himmel beunruhigt, aber immer wieder sagte man sich: Krieg wird es gewiß nicht geben.

Da saßen die Großmutter, die Mutter und ich im Juli 1870 in unserem Gartenhäuschen und schnitzelten Bohnen. Der Vater kam von einem Gang zurück, trat zu uns und sagte mit ernster Miene: „Jetzt gibt es Krieg!“ Und in unser Haus wie in so viele andere zog der Schrecken ein.

Süddeutschland hielt treu zu Preußen, und ich glaube, daß keiner in Kork das anders gewünscht hat. Aber es traf uns Grenzbewohner hart; in der Zeitung war zu lesen, was im französischen Parlament gesagt worden war aus Zorn über die süddeutsche Haltung: Die Frauen und Töchter Badens werden die Torheit ihrer Regierung büßen müssen, wenn unsere Turkos (Nordafrikaner) in ihr Land einbrechen.

Wie mit Feuerschrift sah ich immer diese Worte vor mir, und doch war ich meinen Eltern dankbar, daß sie das liebevolle Angebot unserer treuen Basler Verwandten ablehnten, meine achtjährige Schwester und mich während des Kriegs bei sich aufzunehmen. Der Vater wollte nichts vor der Gemeinde voraushaben, wir alle sollten Glück und Unglück mit ihr teilen, und die Mutter stimmte ihm freudig bei. Ich teilte völlig die Ansicht der Eltern und ließ sie so wenig wie möglich merken, daß ich gar keine heldenhaften Gefühle hatte.

*Im Dorf wurden Geschichten von früher erzählt: Wie bei früheren Kriegen immer das Gesindel aus dem Elsaß gekommen sei und zusammenge-
raubt habe, was ihm gefiel, und wie dieses Gesindel im Übermut die Betten aufgeschnitten und die Federn habe tanzen lassen. Das richtige Militär sei lange nicht so schlimm – mit Ausnahme der Turkos! Und da kam eine maßlose Wut auf, daß diese Wilden auf uns losgelassen werden sollten. Auf einmal hieß es, das „Gsindl“ sei schon unterwegs. Eine sehr vermögende Familie weichte daraufhin ihre sämtlichen riesigen Wäschebestände des Hauses ein, damit sie weniger leicht geraubt werden konnten; es gab danach ein langes Wäschetrocknen. Das muß gewesen sein, noch ehe man die Rheinbrücke am 22.7.1870 sprengte. Vor dieser gefürchteten Sprengung war in Kehl der Befehl ergangen, sich in den Häusern zu halten und die Fenster zu schließen. Niemand wurde verletzt, nur ein armer Schwachsinniger fand den Tod. Die in den Brückennischen stehenden Figuren „Vater Rhein“ und „Mutter Kinzig“ wurden dabei in den Rhein geschleudert. Die „Mutter Kinzig“ konnte später wieder aus dem Rhein gezogen werden. Die Schiffbrücke wurde selbstverständlich auch abgetragen, und so war man völlig abgeschnitten von der Stadt Straßburg, mit der uns so viele Beziehungen des Herzens und der Wirtschaft verbanden.*

In Kork war man eifrig bedacht, sich auf Schlimmes vorzubereiten. Eine Nachbarin nach der andern erschien, um mit halblauter Stimme zu bitten, ihre Wertsachen im geheimen Gewölbe des Pfarrhauses unterbringen zu dürfen. Es war aber keines im Hause, jedenfalls haben wir es nie entdeckt.

Der Wunsch, wertvolle Dinge zu retten, erfaßte auch uns. Die Mutter packte ihr feines Glas und Porzellangerät in einen großen Koffer. Damit

nicht alles mutwillig zerschlagen werde, vergruben wir den Koffer auf dem Äckerlein dicht hinter der Küche. Ein zweiter Koffer wurde mit dem feinsten Leinenzeug bepackt und in dem trockenen Bienenstand vergraben. Die Großmutter ließ mich ebenfalls ihr bestes Leinen verpacken und dazu ihre reizenden Pastellportraits. Diese Kiste kam in dem Holzschopf unter die Erde. Der Kirchendiener half bei dem Eingraben, das möglichst still und ganz ohne Licht in der Nacht vorgenommen wurde. Doch ein bißchen Romantik im Elend!

Romantisch war es auch, daß vor der Sprengung etwa 400 Männer von Kork mit Schaufeln und Hacken vorbeizogen, um die Bahnstrecke bei Kehl zu zerstören. Sie sangen: „Morgenrot! Morgenrot! Leuchtest mir zum frühen Tod!“

Die Männer, die in den Krieg ziehen mußten, hatten sich nach Rastatt zu ihrer Garnison zu begeben. Nach der Einberufung blieb ihnen noch ein Abend und eine Nacht, ehe ihr Zug fuhr. Manche sind noch schnell ins Pfarrhaus gekommen und haben dem Vater die Hand gedrückt zum Abschied. Alle waren in ernster, würdiger Verfassung voller ruhiger Entschlossenheit. Ebenso die Frauen und die Eltern. Es war merkwürdig still im Dorf an diesem Abend, während sonst jedes besondere Ereignis großen Spektakel erzeugte. Von einem der Einberufenen hat mir unser Schuhmacher erzählt. Der war ein fremder Knecht und sei manchmal nach Feierabend eine Weile bei ihm gesessen. Auch an diesem Abschiedabend sei er gekommen und habe bitterlich geweint. Als der Schuhmacher ihm habe Mut machen wollen, habe der Knecht gerufen „Das ist's ja nicht! Ich fürcht mich nicht vor dem Sterben – aber daß es keinem Menschen was ausmacht, ob ich heimkomme oder draußen bleibe, das drückt mirs Herz ab!“ Er war eine Waise. In Rastatt, noch ehe es zum Ausrücken kam, ist der Knecht an einer schnellen Krankheit gestorben.

Ein Brandstifter im Dorf

Als die Reservisten weg waren, wurden die Korker Einwohner unruhig; Kork stand zwar unter Kriegsrecht, aber kein Soldat war im Dorf. Die Korker glaubten sich „von oben“ im Stich gelassen. Als jetzt noch im Haus der Familie Thorwart (Herrenstraße 27) Feuer ausbrach, kam das Gerücht auf, dass französische „Spione“ am Werk seien. Die Löschmannschaft war bald zur Stelle, aber das Feuer war so stark, dass das Haus nicht mehr zu retten war, und die Flammen die umliegenden Häuser bedrohten. Der Korker Amtmann Flad befahl der Löschmannschaft, das Wasser nur noch auf die Nachbarhäuser zu richten. Diese gehorchte jedoch erst, als er seine Amtsschärpe anlegte, die ihm nach dem Kriegsrecht volle Befehlsgewalt verlieh. Eine kleine Truppe Soldaten aus Württemberg, die sich für kurze Zeit im Ort befand, beteiligte sich an der Brandwache. Als nach einigen Tagen

auch das Haus der „Müllhanse“ in Flammen aufging, wurde der Brandstifter gefasst.

Kork stand unter Kriegsrecht. Die Grenzwächter vom Rhein fuhren in Wägen durch den Ort. Sie hätten uns nichts helfen können, dennoch ging ein Murren durchs Dorf. „Alle Uniformierten gehen weg, unsere Buben haben wir weggeben müssen, keine Soldaten kommen zum Schutz“. In diesen Tagen verkehrte der Vater viel mit dem Bürgermeister Gerold, dem Oberamtman Flad und anderen tüchtigen Männern. Er war viel unterwegs, seine ruhige Überzeugung, daß man „oben“ sicher das Beste tue, um das Land zu schützen, übernahm mancher. Daß wir trotzdem schwer heimgesucht werden könnten, verschwieg er nicht. Die Ruhe, mit der er samt den Seinen das Schicksal erwartete, tat unruhigen Seelen wohl.

Eines Nachts gab es Feuerlärm. Nicht weit von uns brannte es. Feuer in einem Dorf zu solcher Zeit ist etwas Furchtbares. Daß Brandstiftung vorlag, war klar. Der Vater war beim Löschen dabei. Zwischendurch kam er heim: „Richtet euch aufs Ausräumen ein, der Wind hat sich gedreht.“ Das hatten wir auch schon gemerkt. Die Feuerfunken flogen über die Kirche weg in unseren Grasgarten. Die Mutter legte Säcke und Kissenbezüge, die als solche dienen konnten, in Schubladen und Kästen. Sie wies das Mädchen und mich an, was wir zu tun hätten, wenn die Gefahr näher käme. Vorher waren mehrere Frauen da gewesen, die ihr Wichtigstes bei uns unterbrachten. Eine hatte ihr ganzes Vermögen im Schurz. Im Grasgarten stand allerlei Hausrat, den wir nicht hüten konnten; es ist ihm nichts zu leide geschehen. Plötzlich ertönte ein tierisches Wutgebrüll, eine Schar von Männern stürzte durch unseren Grasgarten und brach durch den Zaun, man hörte sie auf dem Kirchweg nach Neumühl weiter toben. Sie verfolgten einen Menschen, den sie für den Brandstifter hielten. Schließlich hatten sie ihn, und kräftige Fäuste fingen an, ihn zu bearbeiten. Was er schrie, wurde nicht beachtet, bis ein weiterer Mann herankam: „Was mache Ihr? De'sch jo min Knächt.“ Der war der vorderste der Verfolger gewesen.

Der Schmidt Arbogast saß auf dem First seines Hauses, das neben der Brandstätte lag und die Seinen reichten ihm Wasser durch eine Dachluke. Er schleuderte es auf die vom Brand gefährdeten Stellen. Der mächtige Mann saß da oben wie einer aus der Vorzeit. Aber sein Löschwerk gelang.

Eine Dame rannte im Vorgarten ihres Hauses herum und löschte mit einem zierlichen Gießkännchen die Funken auf dem Rasen. Das Feuer hat das Wohnhaus von Thorwärts samt den Ökonomiegebäuden und dem Holzhof verzehrt. Daß nicht noch mehr zu Grunde gegangen ist, war der Energie und dem Scharfblick von Oberamtman Flad zu danken: Als man seiner vernünftigen Anordnung, die Spritze nicht auf den Feuerherd, sondern auf die gefährdeten Gebäude zu richten, Widerstand entgegensetzte, tat er sei-

ne Amtsschärpe um und verlangte Gehorsam mit Hinweis auf das Kriegrecht.

Von diesem Tag an richteten die Korker einen Nachtwachtdienst ein, an dem sich auch der Vater beteiligte.

Welch eine Freude, als Kork Einquartierung bekam. Es war ein kleines Trüpplein Württemberger, geführt von einem Leutnant. Als der Vater unseren Soldaten nach Name und Herkunft fragte, sagte er: „Joseph Pflug, Muersmann von Ochseuse.“ Die Soldaten übernahmen selbstverständlich den Wachtdienst. Auch unser Joseph Pflug hatte Wache. Es war eine finstere, stürmische Nacht, und er wäre gewiß lieber ins Bett gegangen: „Dös sin die allerschlimmste Nächt für uns Soldate“, sagte er im Weggehen, „do weiß mer nit emol wer mer derschießt.“ Der Vater war noch ein Stündchen im Lesezimmer, wo alle Beamten sich um den Offizier geschart hatten. Dieser war niedergeschlagen. Ob sie hier blieben?, wurde gefragt. Das wisse er nicht. Er bekomme täglich Order, was er zu tun habe. Schon am nächsten Vormittag kam die Abberufung unserer Württemberger. Wohin es ging, durfte der Leutnant nicht sagen, woher das Trüpplein kam, wußten alle Quartierwirte von ihren Leuten. Plan- und sinnlos waren diese Soldaten herumgehetzt worden, von einem Ort zum andern. Sie wußten nur, daß hinter ihnen im Schwarzwald eine große Armee heranziehe. Wenn die auch so wenig zielbewußt geführt würde, wie diese Leute, dann – ach, man mochte es nicht ausdenken. Selbst der Vater schien etwas von seinem Vertrauen in die preußische Heeresleitung verloren zu haben. Er sah bekümmert aus.

Und doch haben dieser und andere kleine Trupps wahrscheinlich unser Land vor einem Beutezug der Franzosen geschützt. Diese Soldaten samt ihren Offizieren hatten alle die feste Überzeugung, ein Heer stände hinter ihnen, und verbreiteten dies überall. Die französischen Spione meldeten das hinüber, durch die Schweiz fand es auch in Verwandtenbriefen den Weg ins Elsaß. Man sprach davon, daß sich bei Gengenbach das Heer zusammenziehe. Man vermutete eine Schlacht zwischen dem Rhein und dem Schwarzwald. In Kork könne man da nicht bleiben; wenn es so weit käme, müsse man flüchten. Wir wußten schon, mit wem wir in diesem Fall fahren würden.

Nach dem Abzug der Württemberger wurde der nächtliche Wachtdienst von den Korker Bürgern nicht wieder aufgenommen. Wozu auch? Es war ja seither nichts vorgekommen. Aber in der folgenden Nacht brannte es wieder. Die Aufregung war womöglich noch größer als das erste Mal, ebnete aber rasch ab. Die Magd von Notar Kaiser hatte einen Mann kurz vor dem ersten Feuerschein aus der betreffenden Scheune schleichen sehen und in ihm den früheren Ochsenwirt, einen entmündigten Trunkenbold, erkannt. Es ließ sich später einwandfrei feststellen, daß er der Täter war. Er hatte beide Feuer angelegt des Freibiers wegen, das nachher der Feuerwehr und auch andern Helfern zuteil zu werden pflegte. Eine Wache

brauchte man also nicht mehr, aber die Angst, die große Angst war geblieben vor dem Unheil, von dem man sich bedroht fühlte. Die unsinnigsten Gerüchte kamen auf.

„Spione“

Bei den Bränden hatten manche zuerst den Gedanken, französische Spione hätten das Feuer angelegt. Überhaupt Spione! Da wurde eine Person verhaftet, die wie Ophelia das Haupt mit Blumen geschmückt, gelegentlich bei uns erschien und selig lächelnd von dem schönen Paris erzählte, zu welchem sie bald zurückkehren werde. Sie hatte durch die Ausweisung aus Frankreich den Verstand verloren. Eine andere arme Ausgewiesene war auch nahe daran, in den Verdacht der Spionage zu geraten. Sie hatte gesagt, wenn der Kaiser Napoleon wüßte, wie schlecht es ihr jetzt gehe, würde er sofort 10 Regimenter schicken, um sie zu holen. Sie war von der Gemeinde Neumühl bei einer alten Frau untergebracht und die Zwei vertrauten sich schlecht. Da kam sie manchmal, um Trost beim Pfarrer zu suchen. Sie war die Tochter eines Armeelieferanten von anno dazumal, der sein auf schändliche Weise erworbenes Vermögen vertan hatte und dann nach Paris gegangen war. Die Tochter sei in großem Wohlleben aufgewachsen und jeder Arbeit fremd geblieben. Davon wußten noch alte Leute zu erzählen. Jetzt war sie mit 60 Jahren oder mehr, ihrer seitherigen Heimat beraubt, geistesgestört geworden.

Vorbereitungen im Pfarrhaus für den Kriegsfall

Die Mutter tat indessen alles, um das Haus für alle Fälle bereit zu halten. Wäsche, Kleider und Schuhe standen für jeden bereit bei einer etwaigen Flucht. Sie rüstete Betten zu, auch Notbetten, wenn vielleicht viel Einquartierung käme. Sie räumte die Zimmer ein, wie sie für die Soldaten passend erschienen, und legte unsere Bärb in das Schlafzimmer von meiner Schwester Luise und mir.

An den Sonntagen waren die Gottesdienste sehr besucht in diesen schweren Zeiten, aber auch die Wochenandachten, die der Vater seit Kriegsbeginn hielt. Wenn ich ihm in der Stille der Kirche zuhörte, wich der Druck von mir und wohl auch von vielen andern. Und doch hat er nie gesagt, weil Gott gerecht sei, müsse er unsere Sache zu der seinen machen. Und nie hat er uns vergessen lassen, daß Gott auch der Franzosen Gott ist.

Wir hatten damals in unserer Küche noch ein uraltes Kamin wie in Bauernküchen mit großem Kaminschoß. Die Mutter und ich waren eines Tags am Herd beschäftigt und hörten fortwährendes Getöse wie Kanonenschüsse. Im übrigen Haus und im Freien hörte man nichts. Nachher kam die Nachricht vom Kampf bei Weißenburg.

Großer Sieg! Mac Mahon geschlagen!

Die Kriegsmeldungen aus Frankreich gingen zunächst an den Oberamtman in Kork, der sie dann weiterleitete. Um von den Kriegsschauplätzen die neuesten Nachrichten zu erhalten, wurde in Kehl ein Telegrammverein gegründet, weil die Zeitung „Kehler Grenzbote“ nur dreimal wöchentlich erschien. Eines Abends erschien der Oberamtman im „Schwanen“, wo gerade die Mitglieder der Lesegesellschaft versammelt waren, und überbrachte die freudige Nachricht, dass die deutsche Armee den französischen Marschall Mac Mahon bei Wörth geschlagen habe. Auf diese Nachricht hin eilten die jüngeren Mitglieder der Lesegesellschaft zum Pfarrhaus, weckten Pfarrer Schellenberg und riefen: „Großer Sieg, Mac Mahon geschlagen.“

Da kam eines Tages der Schweikle, ein Bauer in den besten Jahren, ein Mann wie man sich einen Goten vorstellt. Er hatte scharfe Sinne, etwa so wie sie Cooper seinen Indianern zuschreibt. Er kam, blaß vor Erregung, und sagte mit verhaltener Stimme: „Herr Pfarrer, es ist eine Schlacht im Gang. Ich war auf dem Feld da und habe mein Ohr an den Boden gelegt und habe Kanonendonner gehört.“

Für den ganzen Bezirk kamen die Nachrichten vom Krieg zunächst an den Oberamtman nach Kork, der sie dann weiter verbreitete. Und nun kam die erste wichtige befreiende Nachricht. Als wir schon lange zu Bett waren, wurden die Eltern geweckt durch einen Lärm im Hof und den Ruf: „Pfarrer raus! Pfarrer raus!“ Der Vater kleidete sich notdürftig an und eilte ans Fenster, das auf den Hof ging. Da standen auf der Treppe des Hauses die jungen Leute des Lesevereins, der Referendar, der Diakonus, der Rechtspraktikant und jubelten ihm zu: „Großer Sieg! Mac Mahon geschlagen!“

Sie waren noch im Lesezimmer gewesen, als der Oberamtman nachts die Freudenbotschaft empfing. Er vermittelte ihnen die Botschaft, damit sie die Nachricht weiter tragen sollten.

Die Mutter kam zu uns Mädchen. Wir hatten nichts von dem Lärm gehört. So konnte sie uns überraschen. Unsere Bärb war so schlaftrunken, daß sie zu meiner Empörung fragte: „Sin jetzt d’Franzose unsere Freind oder unsere Feind?“ Und sie hatte doch zwei Brüder im Feld!

Der nächste Tag war ein Sonntag. Vaters Predigt war ein warmer Dank für die Befreiung von großer Angst. Nach der Kirche blieb alles auf der Straße stehen, man drückte sich die Hände, man lachte, man weinte.

Am Sonntag früh brachte ein Bote den Brief des Oberamtmanns nach Lichtenau, dem entferntesten Ort des Bezirks, zu Pfarrer Röther. Die Tochter des Lehrers, welche ihn in Empfang nahm, erfuhr von dem Boten seinen Inhalt. Still ging sie von außen in die Sakristei und legte das Schreiben auf den Tisch, während Röther auf der Kanzel stand. Er erzählte uns, er sei

gleich mit der Depesche zum Altar geeilt, habe den Gesang unterbrochen und gerufen: „Singt: Nun danket alle Gott“. Als das geschehen war, habe er die Depesche verlesen. Es sei wunderbar gewesen für ihn und die Gemeinde.

Viele Kehler Flüchtlinge in Kork

Für ganz Deutschland und auch für uns Korker war der Druck weggenommen. Aber Kehl, ein Ort ganz in unserer Nähe, wo auch Deutsche lebten, mußte ihn bald erst recht spüren: Straßburg wurde von den Franzosen eingeschlossen. Es bestand die Gefahr, daß Kehl beschossen wurde, und so wurde den Bewohnern der Befehl gegeben, es zu verlassen. Da sah man auf der Straße von Neumühl her einen Wagen hinter dem andern. Viel konnten die Flüchtlinge nicht mitnehmen, und oft waren es recht wunderliche Dinge, die sie mitnahmen. Ein Mann rettete seine Haustüre. Einen rührend komischen Eindruck machte eine alte Frau, die auf einem quer über den Wagen gestellten Sofa saß, in dem einen Arm eine Katze, in dem andern eine Kaffeemühle.

Die Flüchtlinge wünschten fast alle, möglichst in der Nähe zu bleiben, und so waren die nächsten Dörfer überfüllt. Bei uns war der Blechner Rittershofer, dessen Frau mit dem kranken Vater anderwärts im Land bei Verwandten Unterkunft gefunden hatte. Ferner hatten wir die Kaufmannswitwe Kaiser, die uns gänzlich fremd war und die zur Magd und mir einquartiert wurde. Ferner gaben wir dürftiges Nachtquartier ohne Essen und mit einer einzigen Waschschüssel an sieben elegante junge Kehler Kaufleute, die uns gar keine Mühe machten. Die Kehler Flüchtlinge betrogen sich durchweg recht gut. Manche Korker haben es den Kehler Frauen und Mädchen übel genommen, daß sie sich täglich vom Friseur frisieren ließen. Aber das waren Geschäftsfrauen, bei denen es in Kehl so Brauch war und ihr Friseur lief als müßiger Flüchtling vor ihren Augen herum. Warum sollten sie nicht? Ernstere Klagen habe ich von niemand gehört. Schon vor dem Einrücken der Kehler war eine Abteilung Dragoner mit zwei Offizieren nach Kork gekommen, bei uns wurde der Dragoner Lorbeer einquartiert. Als er nach scharfem Ritt bei uns eintraf, ist er fast vom Pferd gesunken. Die Mutter hat ihn gut gepflegt. Seine Frau, eine liebliche Blondine, die ihn nach überstandnem Wochenbett besuchte, konnte ihn kaum mehr erkennen. Mann und Frau waren liebe bescheidene Menschen, beide von Beruf Fabrikarbeiter, Seidenweber bei Metz in Freiburg.

Belagerung von Straßburg

Die deutschen Truppen schlossen Straßburg ein; als die Stadt, die zur Festung erklärt worden war, sich nicht ergab, eröffneten sie am 19. August

* Kehl, 14. Aug. Von 1 Uhr an gestern Nachmittags bis nach 3 Uhr hörte man von Straßburg her den Knall schwerer Geschütze in ziemlich kurzen Zwischenräumen. — Bei dem Dorfe Wanzenau, anderthalb Stunden von Straßburg, hat gestern Abend, wie wir vernehmen, ein Vorpostengefecht stattgefunden. Näheres hierüber ist noch nicht bekannt.

* Kork, 15. Aug. In vergangener Nacht sind hier nach dem erst vor kurzer Zeit stattgehabten Brandunglück, abermals zwei Häuser abgebrannt. Wie man hört, ist ein der Brandstiftung Verdächtiger verhaftet.

Kehler Grenzbote

von Neumühl aus das Artilleriefeuer, das große Schäden in der Innenstadt und am Münster anrichtete. Im Gegenzug beschossen die Franzosen am 24. und 25. August Kehl und zerstörten vor allem das Häuserviertel zwischen Hauptstraße, Friedensstraße, Schulstraße und Blumenstraße. Kehl wurde geräumt, und wie in früheren Kriegszeiten fanden die Kehler Aufnahme in den Dörfern des Hanauerlandes. In Kork wurden 90 Kehler Familien einquartiert, auch der „Kehler Grenzbote“ wurde nach Kork verlegt. Die Korker Bevölkerung nahm die Kehler freundlich auf; sie wunderte sich nur, dass einige Kehler Geschäftsfrauen täglich zum Frisör gingen. Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln war nie in Frage gestellt, nur das Salz wurde manchmal knapp. Die französische Artillerie konnte Kork nicht erreichen, aber bei Westwind hörte man den Donner der Geschütze, und die Fensterscheiben klirrten.

Aber was uns und jedermann am meisten quälte, war der Kanonendonner. Denn jetzt wurde Straßburg belagert. Der war, wenn das Wetter danach war, so stark, daß die Fenster klirrten. Ein Tischchen am Fenster gegen Westen zitterte oft so stark, daß ich nicht mehr daran schreiben konnte. Nachts standen die Leute lange am Kirchweg und schauten hinüber zu der eingeschlossenen Stadt, auf die sich in schönem, feurigem Bogen langsam Granate um Granate, Bombe um Bombe senkte.

Pfarrer Albrecht war bei uns. Er hatte Besuch machen dürfen bei Soldaten aus seinem Dorf, die vor Straßburg lagen. Nun stand er bei uns und sah hinüber nach der armen Stadt. Einmal hörte ich ihn vor sich hinsagen: „Jerusalem! Jerusalem!“ Es ergriff uns tief, dies leise Wort! Albrecht hatte eine volkstümliche Darstellung der Zerstörung Jerusalems geschrieben und mochte Bilder des Grauens vor sich haben, die die unseren weit übertrafen.

Verkohlttes Papier flog in Mengen von Westen herüber. Es lag im Dorf, auf den Dächern, in den Gärten. Manchmal konnte man noch ein Wort lesen. Die Akademiker vermuteten gleich, daß die Bibliothek brenne und trauerten sehr darüber. Es bestätigte sich später, daß sie richtig geahnt hatten.

In der Stadt Kehl war die Zerstörung groß. Man schrieb in allen Zeitungen von der Gemeinheit der Franzosen, die eine offene Stadt in Brand schossen. Man war nur froh, daß die Franzosen keine weittragenden Geschütze hatten, so daß nicht einmal Dorf Kehl zerstört werden konnte.

H. Rittershofer ging von Zeit zu Zeit nach Kehl. Ob er eine militärische Erlaubnis hatte oder über Schleichwege hinkam, weiß ich nimmer, vermute aber das erstere. Denn der Zugang nach Kehl war sehr erschwert durch Wachtposten und Unbefugten streng verboten. Einmal kam er traurig zurück und hielt uns einen Schlüssel hin: „Das ist jetzt mein Haus“. Es war fast zu Staub zermalmt. Sonderbarerweise stand unversehrt ein irdener Ofen in den Trümmern. Bei einem nochmaligen Besuch untersuchte er ihn und fand darin eine merkwürdige Gruppe von Gegenständen. Seine Frau hatte, ehe sie das Haus verließ, dem Wohnzimmer noch schnell ein ordentliches Aussehen geben wollen und hatte Herumstehendes weggestellt. Deshalb standen in dem Ofen eine kleine Goethebüste, ein blaues Blumenglas und eine gefüllte Zuckerdose aus Porzellan mit grauen Bildchen. Die Hitze des Brandes hatte den Zucker zum Schmelzen gebracht. H. Rittershofer hat uns die Gruppe geschenkt; sie ist später an meinen Bruder gegangen und wird wohl heute noch existieren.

Ganz am Anfang der Beschießung stand der evangelische Pfarrer von Kehl mit einigen Offizieren in der Nähe der Kirche. Ein Sausen in der Luft, die Herren warfen sich zu Boden, nur der Pfarrer stand noch da. Etwas beschämt sprangen sie auf: „Sie allein sind stehen geblieben, Herr Pfarrer?“ Trocken antwortete Pfarrer Bauer: „Ich wußte, daß Granaten ungefährlich sind, wenn man sie sausen hört.“ „Natürlich haben wir anderen das auch gewußt, aber nur der Pfarrer hat die Nutzenanwendung gemacht“, sagte Dr. Eimer, der uns die Geschichte erzählte.

Onkel Wilhelm besuchte uns und nahm den Vater mit zum Besuch einiger Batterien. Während sie dort waren, kamen diese unter Geschützfeuer.

Immer Kanonendonner! Manchmal hatten die Batterien Befehl, jede Stunde, manchmal jede Viertelstunde einen Schuß abzufeuern. Zuletzt hieß es: „Feuern so oft wie möglich.“

Manchmal bin ich in der Nacht aufgestanden und im Finstern auf den Speicher geschlichen, um hinüber nach Straßburg zu sehen. Dort traf ich öfter einen Hausbewohner, den Getöse und Mitleid nicht schlafen ließen. Frau Eimer kam immer, wenn ihr Mann Dienst auf der Sporeninsel (Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg) hatte. Wer droben war, schwieg, aber stundenlang sah man hinüber. Wie mochte den Armen und

Kranken zu Mute sein in ihren Kellern bei ungenügender Nahrung und bei schlechter Beleuchtung!

Da erwirkten Schweizer vom Roten Kreuz bei General Werder, unterstützt von unserem Großherzog, daß sie eine Anzahl von Frauen, Kindern und Kranken aus Straßburg herausholen durften. So war ein paar Stunden Gottesfrieden. Vielen hat dies das Leben gerettet.

Eine Geschichte wurde erzählt: In den Unterstand einer Batterie war eine Granate direkt vor den Eingang gefallen. Noch war sie nicht explodiert. Bange Augenblicke folgten. Da faßte sie ein Kanonier und trug sie weit hinaus, sorgfältig schreitend, bis er sie schließlich niederlegte.

Eines Tages – es war der 1. September 1870 – bin ich mit Frau Kaiser wieder einmal auf dem Speicher. Ein sonderbares Schießen läßt sich wahrnehmen. Die nervöse Frau macht unwillkürliche Bewegungen des Körpers dazu und sagt abflauend wie das Schießen: „De-de-de-de....“ so oft es sich wiederholt. Wir gehen herunter, als es vorüber ist; Herr Rittershofer tritt uns in der Haustür entgegen und sagt kaum hörbar: „Es ist eine Depesche gekommen. Der Kaiser Napoleon soll gefangen sein mit seinem ganzen Heer. Das kann man doch nicht glauben.“ „Ach nein“, sagte ich, „so was ist doch unmöglich.“ Aber es war doch so. Es war der Tag von Sedan. Das Schießen, welches wir gehört hatten, war Viktoria-Schießen. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung.“ Schöner als in diesen Worten des königlichen Telegramms konnte das Geschehnis nicht gefaßt werden. Übermütig durch den Sieg ist man in Kork nicht geworden, nur dankbar und hoffnungsvoll.

Sieben Lazarette in Kork

Im September 1870 wurden im Korker Rathaus und in den Sälen der sechs Gastwirtschaften Lazarette eingerichtet. Nur die leichten und die ganz schweren Fälle wurden hier her verlegt und von Schweizer Ärzten und Stabsarzt Dr. Eimer behandelt. Die Ärzte waren im Pfarrhaus bei der Familie Schellenberg untergebracht. Pfarrer Schellenberg, seine Frau und viele andere Frauen aus Kork wirkten im Sinne des Roten Kreuzes und kümmerten sich rührend um die Verwundeten und die Flüchtlinge. Frau Schellenberg und Frau Eimer brachten den Frauen des Frauenvereins im Pfarrhaus bei, Binden und Kompressen für die Verwundeten herzustellen.

Nun wurden Lazarette in Kork eingerichtet, und zwar im Rathaus und in sechs verschiedenen Wirtssälen. Es kamen eine Menge Ärzte, darunter auch sehr sympathische Schweizer. Verwundete gab's zunächst keine. Bald wurden die Ärzte nach Orten verschickt, wo sie nötiger waren als bei uns. Nur zwei verblieben in Kork und einer davon, Reservestabsarzt Eimer, hatte Quartier in unserem Haus. Er war kriegsgetraut, und bald wurde auch

seine lebenswürdige junge Frau unser Gast. Außer der Großmutter hatte niemand von der Familie mehr ein vollständiges Bett, immer nur Rost und Bettlade oder eine Matratze auf dem Boden. Mein Bruder Gotthold hatte als Decke Vaters Schlafrock.

Die sieben Lazarettssäle in Kork waren bald belegt. Nur die ganz schweren und die ganz leichten Fälle wurden in Kork behandelt. Wer transportfähig war oder für mehr als ein paar Tage dienstuntauglich, wurde weiter geschickt. Häufig kamen Kanoniere mit zersprungenem Trommelfell. Todesfälle hatten wir wenige. Ich erinnere mich an einen Soldaten, dem das Sterben furchtbar schwer fiel, weil er seine geliebte Frau völlig in der Abhängigkeit seiner lieblosen harten Eltern zurücklassen mußte, und an einen Offizier. Dieser war ein Patient von Dr. Eimer. Der Verwundete lag im Rathaus, sein Bursche versorgte ihn. In einer Nacht, in der Schlimmes zu erwarten war, blieb Dr. Eimer im Rathaus auf einer Pritsche liegen, damit der Bursche ihn jederzeit rasch holen konnte. Aber als eine Blutung eintrat, verlor dieser den Kopf, vergaß, daß der Arzt nebenan schlief, und rannte fort und suchte ihn. Als die Hilfe endlich kam, war es zu spät. Von den anderen Toten weiß ich nichts mehr. Der merkwürdigste Verwundete war ein älterer Franzose oder besser ein Elsässer. Er war früher Soldat gewesen und hatte als Zivilversorgung eine Bahnwärterstelle erhalten auf der Sporeninsel zwischen Kehl und Straßburg. Er und seine Frau wollten das gefährdete Gebiet nicht verlassen und hatten von den Deutschen die Erlaubnis erhalten zu bleiben. Es geriet ihnen aber übel. Dem alten Kriegsmann riß eine Granate den Arm weg. Er kam in Kork in den früheren „Adler“, und seine Frau pflegte ihn. Er war eine Achtung gebietende Erscheinung, hatte keinerlei Getue an sich und zog ganz von selbst die Aufmerksamkeit auf sich. Jeder, der mit ihm zu tun hatte, war für ihn eingenommen. Der Vater besuchte ihn besonders gern, die Ärzte hatten eine Art von zärtlicher Vorliebe für ihn. Eines Tags war Dr. Eimer bekümmert: „Nun bringen wir den ... (Namen vergessen) doch nicht durch. Er ist zwar im höchsten Grad Stoiker, aber heute steht's so, daß er furchtbare Schmerzen haben müßte. Er fühlt aber nichts.“ Dennoch genas der Mann. Der Vater befragte ihn später. Er lächelte: „Freilich habe ich die Schmerzen gefühlt, aber was hätte es geholfen, wenn ich es gesagt hätte?“ Als Frieden war, erschienen sie wieder in Kork, um sich zu bedanken bei allen, die ihnen Gutes getan. So kamen sie auch zum Vater. Die Frau sagte, ihre größte Erquickung seien seine Predigten und noch mehr seine Wochenandachten gewesen. Nie habe er ihr weh getan durch ein unfreundliches Wort über die Franzosen. Und sie habe wohl gemerkt, daß er auch an die drüben dachte, wenn er „für alle Menschen“ betete. Französische Verwundete hatten wir selten und nur kurze Zeit.

„Schlachtenbummler“ in Kork – das Münster brennt

Viele Fremde kamen nach Kork auf den Kirchweg, um sich das „Feuerwerk“ in Straßburg anzuschauen. Das Bezirksamt Kork musste eingreifen, um den Zustrom der neugierigen, auswärtigen Schlachtenbummler zu bremsen, die das brennende Dach des Straßburger Münsters sehen wollten. Am 27. September 1870 hörte plötzlich das Artilleriefeuer auf und vom Münster wehte die weiße Fahne: Straßburg hatte kapituliert. Danach wurde es wieder ruhig in Kork. Als im November die Eisenbahnbrücke über den Rhein repariert und die Bahnstrecke zwischen Kehl und Kork wieder befahrbar war, rollten viele Gefangenentransporte an Kork vorbei.

Immer mehr Schlachtenbummler stellten sich in Kork ein. Nachts gingen die Leute auf den Kirchweg, um sich das „Feuerwerk“ anzusehen. Das Bezirksamt Kork mußte eingreifen, um den Strom der neugierigen, auswärtigen Schlachtenbummler zu bremsen, die das brennende Straßburger Münster sehen wollten. Während wir das heftige Schießen mit innerster Qual hörten, konnten gedankenlose Reisende, die zufällig einen ruhigen Tag getroffen hatten, ärgerlich sagen: „Das habe ich mir doch anders vorgestellt. Man hört ja fast nichts. Ist's denn immer so?“ Daß ernste Menschen den Wunsch hatten, etwas vom Krieg aus der Nähe zu sehen, war zu begreifen und gut zu heißen. Unendlich viele Bekannte kamen zu uns, Leute mit Empfehlungen, auch solche, die aus Verlegenheit das Pfarrhaus aufsuchten. Wir konnten niemand mehr über Nacht aufnehmen. Die Wirtshäuser waren gestopft voll von Verwundeten und Flüchtlingen. Eines Abends erschien ein angenehmer älterer Herr mit einem müden etwa elfjährigen Knaben. Er stellte sich vor als Goldwarenfabrikant von Pforzheim. „Frau Pfarrer, ich bitte Sie um Obdach um dieses Kindes willen“. Die Mutter sagte ihm, das Haus sei leider voll, und sie habe kein Bett mehr. Als er aber noch einmal bat, wurde sie weich. Sie wußte ja, daß weithin keine Unterkunft zu finden war und kein Zug mehr ging. Federbetten hatten wir noch, aus solchen und irgendwelchen Tischdecken richtete meine Mutter ein Lager für die beiden her. Später kam ein warmer Dank von dem Herrn und zwei hübsche Ringe für mein Schwesterlein und mich. Wir hatten sehr viel Freude an diesen „Kriegsringen“. Sie haben den Namen ein zweites Mal verdient: Mit allem anderen Goldschmuck haben wir sie im Jahr 1914 fürs Vaterland gegeben.

An einem andern Abend läutete spät der Bankier Grunelius, ein Enkel von Kirchenrat Fecht. Selbst diesem Millionär war es nicht möglich gewesen, eine Unterkunft zu finden. Die Mutter konnte ihm nur ein Kissen und einen Armstuhl bieten. Er war auch dafür froh. Am frühen Morgen als er wegging, sah ihn nur unsere Bärb. Er gab ihr zwei Gulden, und tief erschüttert sagte sie, die sonst selten das rechte Wort fand: „Ich habe ja gar nichts für Sie getan“. „So bürsten Sie mir noch die Stiefel ab“. Für die Bärb war die Begegnung mit dem Millionär (ganz Kork wußte von ihm) das



bedeutendste persönliche Erlebnis im Krieg. Sie hat sonst wenig gehabt vom Krieg, weder Angst noch Freude, nur Arbeit, entsetzlich viel Arbeit.

Die Mutter hat in diesen Zeiten Unglaubliches geleistet. Die Bärb hat sie zwar willig unterstützt, war aber sehr unselbständig. Fast immer war die Mutter vor allen andern auf, meist lang vor der Bärb. Das einzige, worüber sie ein bißchen klagte, war, daß der Garten gerade in diesem Jahr so wenig Salat und Gemüse brachte. Zu Spinatgemüse reichte es nie, dafür gab es häufig Spinatpudding. Nahrungsmittelmangel hatten wir in Kork nie. Einmal ist in den Läden für kurze Zeit das Salz ausgegangen, und ein anderes Mal hatten die Bäcker kein Brot mehr, weil alles Mehl requiriert war. Das Gerücht ging durch das Reich, daß wir in großer Not seien.

Noch immer Krieg

Auch unsere Dragoner führten sich gut auf und ihre zwei Offiziere ertrugen heldenmütig die Langeweile des Etappenlebens. Die Dragoner hatten oft recht anstrengenden Dienst als Meldereiter. Einmal wurden sie schnell nach Müllheim geworfen, von wo die falsche Nachricht von einem Überfall der Franzosen kam.

Wir hatten Angst um das Straßburger Münster. Es sollte zwar geschont werden, aber man erzählte, daß ein Unteroffizier auf das Kreuz schoß, weil er oben auf dem Münster eine Beobachtungsstation der Franzosen vermutete.

In der ganzen Belagerungszeit durfte mein Vater nur mit einem militärischen Paß und einer Roten Kreuzbinde versehen in sein Filial Neumühl. Wie es kam, daß er mich einmal mitnehmen durfte, weiß ich nicht. Ich sah dort sehr primitive Feldküchen und hinter dem Schulhaus die Munitionsvorräte und das Pulvermagazin. Es war ein Wagnis, so nahe der Festung diese riesigen Vorräte anzuhäufen. Aber man wußte genau, daß die Straßburger Kanonen nicht bis dorthin reichten. Mit den unsern hätte man von der Festung aus bis nach Kork schießen können, sagten uns die Offiziere. Im Jahr vorher hatte der Blitz in einen Baum auf der Wiese eingeschlagen, auf der jetzt das unheimliche Zeug stand. Die Lehrersfamilie hatte da keine trauliche Nachbarschaft und dauerte mich sehr. Endlose Wagenreihen mit Bomben und Granaten waren durch Kork gefahren worden.

Ogleich die Mutter mich zu Haus recht nötig hatte, schickte sie mich doch mehrmals in der Woche zur Hilfe in den Frauenvereinsaal. Die Frauen, welche dort die Arbeit tun wollten, waren wie meine Mutter so belastet mit Arbeit für die Flüchtlinge, daß sie sehr froh waren, wenn Frau Dr. Eimer und ich ihre Stelle vertraten. Da nahmen wir Wäschepakete in Empfang, sortierten, schnitten nach Vorschrift Binden und Kompressen und Tücher zu, gaben Wäsche aus an Lazarette und einzelne Soldaten. Wir füllten jede Pause mit Charpiezupfen, d. h. wir zerrupften gebrauchte Wäsche und alte Leintücher und machten daraus Verbandmaterial für die verwundeten Soldaten. Während wir so arbeiteten, kam der Erne, Dr. Eimers Bursche, der in diesen Tagen mit seinem Herrn auf der Sporeninsel war. „Der Herr Stabsarzt läßt bitten, sofort eine Rote Kreuzfahne zu schicken. Der Verbandsplatz wird beschossen“. Daß keine da war, wußten wir. Rasch breitete die junge Frau eines der Bettücher auf dem Boden aus, schritt zu einer Ecke, wo einige badische Fahnen lehnten, riß von einer den roten Stoff ab und legte zwei breite Streifen kreuzweise auf das Bettuch. In fliegender Eile nähten wir am Boden kniend das rettende Zeichen auf. Wie glücklich waren wir, als tags darauf Dr. Eimer unverletzt zurückkam.

Vielerlei fremde Sachen waren in unsern Hofgebäuden untergebracht: In der Waschküche kostbares Eigentum eines Juweliers, im Schopf ein Teil der schönen Einrichtung eines Oberzollinspektors, irgendwo sonst einiges von Ritterhofers Blechnereiwaren. Im Kuhstall standen die Pferde des Arztes und einiger Dragoner. Wenn sie Langeweile hatten, fraßen sie aus der Krippe, die allmählich tief wellenförmig eingeschnitten war. Das Hoftor stand immer offen, gemütlich war's nimmer in unsrem schönen Hof. Weggekommen ist nur ein Taschenmesser des Vaters, das er kurze Zeit im Gartenhäuschen hatte liegen lassen.

Liebesgaben wurden an die Lazarette und für die Dragoner geliefert. Nicht immer waren sie ein Ruhm für die Geber. Von einer Weinsendung wurde behauptet, sie sei in einem Petroleumbehälter gekommen. Die Liebeszigarren von anno 1870 hatten allgemein einen üblen Ruf.

Merkwürdig war, wie lang es dauerte, bis wir Text und Melodie von der „Wacht am Rhein“ in Kork kennen lernten. In allen Zeitungen stand von der flammenden Begeisterung, mit der man das Lied überall sang, aber wen man auch fragte, niemand wußte mehr davon als den Kehrreim: „Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Beschämend gering waren die Kriegszeitungen. Gottlob, unsere Dragoner waren keine solche „Helden“, wie sie da gezeigt wurden. Es fiel ihnen auch nicht ein, rohe Witze über den Feind zu machen.

Es wunderte mich, daß es keine Gedichte gab, die an Körner, Arndt und Schenkendorf hinreichten. Die Ausbeute aus dem ganzen Krieg für unser Haus sind einige ganz wenige Gedichte geblieben. Wichtig als bleibendes Zitat waren die ersten zwei Zeilen aus dem Kutschkelied: „Was kraucht denn da im Busch herum? Ich glaub, es ist Napolium.“

Und das „König Wilhelm saß ganz heiter“, welches uns Kindern später oft zu Aufführungen drastischer Art, ohne jeglichen Zuschauer dienen mußte. Von den ernstesten Gedichten gefielen uns so recht nur „Die Rosse von Gravelotte“ und Geibels pathetisches „Hurra, du schönes, stolzes Weib, Hurra Germania!“

Großherzogs Geburtstag

Am 9. September war Großherzogs Geburtstag. Der Vater bekam den Auftrag, einen Feldgottesdienst zu halten und einen katholischen Geistlichen zur Mitwirkung zu suchen. Er wählte Pfarrer Weiß von Urloffen. Dieser hatte einen guten Namen bei den evangelischen Geistlichen, obgleich ihn keiner persönlich kannte. Pfarrer Weiß sagte hocheifrig seine Teilnahme an dem Gottesdienst zu. Dr. Eimer nahm zu der Feier seine Frau, zwei Onkel derselben und mich mit. Der Gottesdienst fand auf der Wiese dicht hinter Neumühl statt, rechts von der Landstraße, die nach Kehl führt. Es war wundervoll. Das einzige, was mir mißfiel, war, daß Pfarrer Weiß unmittelbar nach der Feier sein Amtsgewand vor aller Augen abstreifte. Es muß wohl eine kirchliche Vorschrift gewesen sein, die ihn dazu nötigte. Der Vater legte seinen Talar in einem Hause ab.

Es wurde an jenem Morgen wenig geschossen, und Dr. Eimer schlug seinem Trüpplein vor zu versuchen, es nach Kehl hineinzubringen. Der Vater gab mir gern die Erlaubnis. Nach einigem Hin- und Herreden ließ uns der Wachtposten in Kehl die Stadt betreten. Außer diesem Posten begegneten wir keiner Seele. Totenstille lagerte über der zerstörten Stadt, nur von der Straßburger Seite hörten wir einige Schüsse. Ich erkannte Rittershofers

Haus an dem Ofen, von dem ich schon erzählt habe. Als wir auf den Rhein zogen, kam Geschützfeuer von Straßburg her. Dr. Eimer sagte: „Für meine Frau und die beiden Herren könnte ich es verantworten, noch länger hier zu bleiben, aber nicht für Sie, Fräulein Ida!“ So kehrten wir um und gingen durch das stehen gebliebene Dorf Kehl zurück. Es schoß stärker, doch Kehl ist an diesem Tag wohl nicht unter Feuer genommen worden.

Was jene Stunden des Beschusses für mich bedeuteten, ist kaum zu sagen. Ich war hinausgehoben über mich selbst. Ganz frei fühlte ich mich, sogar frei von Mitleid, das mir sonst folgte wie ein Schatten.

So habe ich empfunden, daß nicht nur für Märtyrer und für Krieger, sondern auch für Abenteurer gelten kann:

*Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.*

Wunderschön war der Abend des 9. September. Die Stimmung war gehoben durch das, was vorangegangen war.

An diesem Abend ist die erste und letzte Flasche Champagner in unserem Hause getrunken worden. Der Großherzog hatte jedem badischen Offizier eine Flasche zu seinem Geburtstag geschenkt. Dr. Eimer stellte die seine auf den gemeinsamen Tisch. Sie kann die Stimmung nur durch ihre Seltenheit in diesem Hause erhöht haben, denn ihr Inhalt verteilte sich auf zu viele, um Wirkung gehabt zu haben.

Abschiebung nach Deutschland

Bald nach dem 9. September stellten sich in unserem Hause sieben einfach und sauber gekleidete „Mädchen“ ein. Sie waren zwischen 30 und 45 Jahren, nur eine war jünger. Die Mädchen kamen vom Kloster Bon Pasteur in Schiltigheim, wo sittlich gefährdete Mädchen aufgenommen und manchmal auf Lebenszeit behalten wurden. Es war merkwürdig, was sie erzählten. Erst als die Beschießung Straßburgs anfing, erfuhren sie von der Oberin, daß Krieg sei. Als Granaten in den Klostergarten fielen, wurde der Oberin befohlen, das Haus zu räumen. Wo die andern Mädchen hinkamen, wußten sie nicht. Die sieben deutschen wurden von der Oberin mit einem kleinen Geldbetrag fortgeschickt und vom Militär über die Grenze geschafft. Die Oberin hatte ihnen den Rat gegeben, wo sie auch hinkämen, nach dem Pfarrer zu fragen. Sie kamen zuerst nach Auenheim, wohin man sie übergeschifft hatte. Pfarrer Förster schickte sie zu uns, damit der Vater als Dekan im Benehmen mit dem Oberamtmann für die Heimreise der Mädchen Sorge. Sie kamen, freundlich, bescheiden und voll Vertrauen. Die Mutter speiste sie, der Vater ging zum Oberamtmann, der aber vorerst nichts tun konnte. Dann wurde ich ausgeschickt, um in katholischen Beamtenfamilien

N^o. 108.Erscheint zweimal wöchentlich: Mittwoch und
Anzeigen: 3 fr.**Deutschland.**

Karlsruhe, 28. Septbr. (Telegramm des Generals v. Werder.) Straßburg heute Nacht 2 Uhr kapituliert, 451 Offiziere, 17,000 Mann einschließl. Nationalgarden streckten die Waffen. Heute 8 Uhr wurden die Tore besetzt.

Unterkunft für unsere Schützlinge zu suchen, da wir selber keinen Platz für sie hatten. Die Mädchen boten der Mutter an, Dienste im Haushalt zu verrichten, zu stricken oder zu nähen. Man sah, sie waren an Zucht und Arbeit gewöhnt. Den ältesten unter ihnen war das Hinausgeworfenwerden aus ihrem Klosterfrieden sehr hart. „25 Jahre Kloster“, seufzte die eine, „und jetzt wieder in die Welt!“ Zufällig kam Pfarrer Weiß zu einem Besuch. Gerührt nahm er alle sieben Schäflein mit nach Urloffen.

Vom Straßburger Münster weht die weiße Fahne

Das Schießen wurde immer heftiger, bis es am 27. September plötzlich abbrach. Wieder war es Rittershofer, der die Kunde zuerst brachte: „Vom Münster weht die weiße Fahne.“ Wir stiegen auf den Speicher und sahen durchs Fernrohr. Kein Schuß fiel mehr, fast ging einem jetzt die Stille auf die Nerven wie vordem das Getöse.

Nun wollte nach Straßburg, wer nicht lahm oder blind war. Zuerst war der Vater allein drüben, aber schon nach den ersten acht Tagen gingen die Mutter, Gotthold und ich mit ihm. Mutters Freundin, meine hoch verehrte Institutsvorsteherin Meyer, kam zu uns und wollte gern Straßburg sehen. Wir fuhren mit unserem Gast hinüber mit Schweikle als Kutscher, der gern die Gelegenheit erfaßte. Er fuhr uns bis in die Mitte der Stadt; es wurde verabredet, daß wir ihn um 6 Uhr beim „Roten Haus“ treffen sollten, wo die Hanauer Bauern einkehrten. Er wollte einige Bekannte aufsuchen, während wir uns den Laufgräben zuwandten und dann in der Stadt umherwanderten. Die ungeheure Arbeit, die das Graben der Laufgräben verursacht hatte, machte auf uns tiefen Eindruck. In Straßburg sah es unendlich traurig aus. Zum Erbarmen waren die Wohnhöhlen in den Böschungen der Ill, in denen z.T. noch Menschen hausten. In den Schutthäufen der zer-

schossenen Häuser wühlten Leute nach Überbleibsel ihrer Habe. Eine Frau fand ein Bild oder einen Teil eines solchen. Erschüttert rief sie ihrem Manne zu: „Lui, de'sch der Babbe! O, de'sch der Babbe.“ (Schau, das ist der Vater, o das ist der Vater). Die Steinstraße war fast zu Staub zermalmt. Beim Steintor wäre ja demnächst gestürmt worden, wenn General Uhrig die Festung nicht übergeben hätte. Mitten in dem Chaos sah ich eine unverletzte Mauer eines vierstöckigen Hauses. In jedem Stockwerk hingen noch die Bilder an der Wand, auch eine Uhr. Das Münster hatte manchen Schaden erlitten; wir sahen es mit Kummer, doch war nichts Wesentliches zerstört. Pünktlich fanden wir uns in der Herberge ein, wie wir mit Herrn Schweikle ausgemacht hatten. Er war nicht da, war überhaupt nicht da eingekehrt. Es war rätselhaft. Es blieb uns nichts übrig als zu warten. Er kam ziemlich spät. Als wir abgestiegen waren, seien zwei junge deutsche Offiziere an seinen Wagen gekommen mit dem Ansinnen, sie von Straßburg hinauszufahren in ein bestimmtes Dorf. Er entschuldigte sich, er habe andere Fahrgäste und sei zu bestimmter Stunde bestellt. Es half nichts. Die Offiziere zwangen ihn zu einem Vergnügungsausflug. Mehrere Stunden mußte er sie herumfahren. Natürlich glaubten sie, es mit einem Elsässer Bauern zu tun zu haben, auf den man keine Rücksicht nehmen müsse. Die Vergütung war erbärmlich. Das Pferd war so abgetrieben, daß es zunächst nicht fressen konnte. Erst ganz spät kamen wir weg. Der Heimweg durch die Stadt war merkwürdig. Die Deutschen hatten mit größter Strenge Straßenbeleuchtung verlangt, aber die früheren Beleuchtungsvorrichtungen funktionierten nicht mehr. Da mußten die Bewohner der Häuser für Licht sorgen. Laternen hingen heraus. Lampen und Kerzen standen vor den Fenstern. Es sah kläglich aus und war doch eine große Wohltat. Den Heimweg nach Kork legten wir mit rasender Schnelligkeit zurück.

Bald nach der Übergabe Straßburgs wurde es in Kork still. Die Lazarette wurden geleert, die Kehler zogen ab. In Dorf Kehl und in dem stehen gebliebenen Teil von Stadt Kehl sind wahrscheinlich alle untergekommen.

Von den französischen Kriegsgefangenen, die von Straßburg weggebracht wurden, sah ich einmal ein Trüpplein, das zu Fuß von Kehl gekommen war, am Bahnhof Kork stehen und auf ihren Zug warten. (Der Bahnverkehr mit Kehl war noch nicht wieder hergestellt.) Die Leute kamen aus Lazaretten und waren eine bunt zusammen gewürfelte Schar in allen möglichen Uniformen. Ein Bauer, der gerade dort Äpfel abmachte, gab der Begleitmannschaft einige und fragte, ob er auch den Gefangenen einige geben dürfe. Ja, er durfte. Da schüttelte er seine Bäume und winkte den Franzosen. Eifrig und vergnügt wie Kinder lasen sie das Obst auf. Ein einziger beteiligte sich nicht daran und sah verächtlich auf das Treiben herab. Es war ein riesiger Sohn der Wüste, braun und hager, in einen weißen Burnus gehüllt. Warum er wohl nichts wissen wollte von der freundlich gebotenen Gabe?

Als der Bahnverkehr wieder hergestellt war, rollten im Winter endlose Gefangenenzüge an Kork vorbei. In Kehl hatten sie Aufenthalt. Da brachten Kehler Frauen vom Roten Kreuz und vom Frauenverein den Halberfrenenen Filzpantoffeln, gestrickte und genähte Socken und warme Getränke an den Bahnhof.

In Kriegszeitungen wurde als Vergehen gegen das Vaterland gebrandmarkt, wenn Besucherinnen der Lazarette einem französischen Gefangenen ein Trostwort sagten oder ihm wie unsern Soldaten einen kleinen Leckerbissen gaben. Ebenso wurde die Frauenhilfe an den Bahnhöfen verächtlich gemacht. Es mögen sich manche weibliche Wesen taktlos benommen haben. In unserer Gegend ist nichts derartiges vorgekommen. Und das Tun der Kehler Frauen fand allgemeine Zustimmung im ganzen Bezirk. Ich hatte große Hochachtung vor den Frauen, die sich nicht beirren ließen in ihrem Werk der Barmherzigkeit.

18.1.1871 Preußenkönig Wilhelm I. wird Deutscher Kaiser

Die Schlacht von Belfort brachte noch einmal eine starke Aufregung.

Wie von übergroßem Licht war ich geblendet, als der Vater eines Tages ins Wohnzimmer kam und leise und erregt sagte: „Jetzt haben wir wieder einen Deutschen Kaiser.“ Man war darauf vorbereitet, dennoch war die Nachricht überwältigend. So schön war der Brief des Bayernkönigs an König Wilhelm, worin er als der mächtigste deutsche Fürst ihm die Kaiserkrone antrug; so herrlich war es, daß gerade unser lieber Großherzog als erster in Versailles dem neuen Kaiser huldigte! Freilich wollte mir ein Erbkaisertum nicht so recht gefallen. Daß Österreich nicht dabei war im neuen Deutschen Reich, war mir schmerzlich: „Mein Vaterland muß größer sein.“ Um die Gestalt des Kaisers selbst hingen alle Ehrenkränze. Wie wurde er geliebt und bewundert! Ich habe ihn später mehrmals gesehen, einmal ist er in nächster Nähe an mir vorbeigeschritten im Erlenbad, wo der Geburtstag der Kaiserin im engsten Familienkreis gefeiert wurde. Unsäglich sympathisch war der freundliche alte Herr.

26.2.1871 Vorfriede von Versailles – das Elsass wird deutsch

Die französische Hauptstadt Paris kapitulierte am 28. Januar 1871, nachdem bereits am 18. Januar der preußische König Wilhelm im Spiegelsaal zu Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen worden war. Im Frieden von Frankfurt mußte Frankreich sich zur Zahlung von 5 Milliarden Francs und zur Abtretung von Elsass und Teilen Lothringens verpflichten.

Es kam der Waffenstillstand. Wir hatten ganz vergessen, daß es der „Schurdi“ war, und ich war ausgegangen, um in Willstätt eine Besorgung

Kehler Grenzboten.

Amliches Verkündigungsblatt für den Amts- und Amtsgerichtsbezirk Aork.

Dienstag, den 31. Januar.

N^o. 13. Erscheint dreimal wöchentlich: Dienstag, Donnerstag und Samstag. — Preis in Kehl 51 fr. für 3 Monate.
Anzeigen: 3 fr. die gespaltene Petit-Zeile.

1871.

§ Kapitulation und Waffenstillstand.

So ist es denn endlich erreicht, das langersehnte, heißumstrittene Ziel: Paris, das Herz des Feindes, ist bezwungen! Wahrlich, nicht unmenschliche Nachsicht, noch eitle Ruhmgier haben die deutsche Heere getrieben, nicht eher zu rasten, als bis die ungeheure Feste gebrochen war. Es war eine unabwiesliche Nothwendigkeit der sittlichen Idee dieses Krieges: Paris mußte fallen. In den Julitagen des verflohenen Jahres, damals, als, wie vom Blitzstrahl entzündet, in allen deutschen Gauen heiliger Zorn auflebte ob des frechen gallicischen Ueberfalls, da war es ein einziger Gedanke, der wie ein inneres Pflichtgebot unsern Kriegern den Schritt besügelte, der Gedanke: Nach Paris! Hätte wohl Einer von uns in jenen Tagen zugestanden, daß, wenn es uns gelänge, die kaiserlichen Heere schon an der Grenze niederzuwerfen, wir stehenden Fußes in die Heimath zurückziehen müßten? Nein, jene Stadt, die, wie keine Hauptstadt irgend eines andern Landes, Kopf und Herz des Staatsganzen bildet, jene Stadt,

dürfte nicht beschließen im Namen des Landes? Gewiß, Paris hat nicht die Befugniß, das endgiltige Wort zu sprechen, aber dem graufigen Kriege wenigstens die Möglichkeit des Endes zu geben, dies Recht hat sich Paris ehrlich erworben durch eine Ausdauer, gegen welche die Leistungen der Provinzen gar sehr in den Schatten treten. Will aber Gambetta trotz alledem fortwüthen in seiner wahnsinnigen Verblendung, wohl, unsere Heere sind fortan nicht mehr in den engen Umkreis von Paris festgebaut, sie werden seine Schaaren in kurzer Frist niederwerfen, in welchen Winkel der französischen Erde sie sich auch flüchten mögen. (Durch die unterdessen eingetroffene Nachricht von der Abdankung Gambetta's sind auch diese Bedenken erledigt. — D. R.)

Wie immer es also kommen mag, wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir den Fall von Paris begrüßen als die Morgenröthe des Friedens, und aus innerstem Herzen bringt uns der Wunsch „daß ihr der volle klare Sonnenschein bald, recht bald folgen möge!“

zu machen. Unterwegs fiel es mir ein, aber es geschah mir nichts: In dieser ernsten Zeit dachte niemand an den sonst üblichen übermütigen Unfug. Jemand sagte mir unterwegs, der Waffenstillstand sei abgeschlossen. Ich rannte so schnell wie möglich heim. Sie wußten es schon.

Nun kamen die Friedensverhandlungen. Der Vater war bekümmert über die großen Forderungen der Deutschen. Nur das deutsche Elsaß dürfe man nehmen, fand er. Er sprach nicht viel davon, aber lebenslang schien es ihm ein Unrecht und eine Torheit, daß man so viele Menschen zu Deutschland zwang, deren Herzen ihm abgewandt waren. Das war im Jahr 1871. Im Jahr 1914 hat ein Enkel meines Vaters, ehe seine militärische Ausbildung vollendet war, als ersten Kriegsdienst die Aufgabe bekommen, in einem Dorf bei Freiburg Hunderte von Elsässern zu bewachen. Es waren Bauern und Arbeiter aus nicht deutsch gesinnten Dörfern, von denen man Verrätereien fürchtete beim Angriff der Franzosen. Später während des Urlaubs erzählte er mir von einem Elsässer in seiner Gruppe. Der sei eines Tages verschwunden; und von nun an wurde ihre Stellung beschossen. Arme Elsässer! Ihre Treue war Untreue, ihre Untreue Treue!

Viel sonderbares Volk strömte in das eroberte Elsaß, um dort sein Glück zu machen. So hatte ich in Abwesenheit der Eltern einmal eine lange Unterredung mit einem verkommen aussehenden Manne, der mit allerlei

Phrasen um sich warf. Er wolle drüben eine Lehrerstellung annehmen und deutsche Kultur verbreiten. Er zeigte mir seine Papiere. Darin stand, von einer norddeutschen Gemeinde bezeugt, daß er mehrere Jahre dem Dorf Dienste geleistet habe als Schulmeister und Schweinehirt. Ich konnte fast nicht begreifen, daß es in meinem Vaterland noch so ein Überbleibsel aus Friedrichs des Großen Zeiten gab.

Der Vater war mit mir in Straßburg, um Pfarrer Riff zu besuchen, dessen Frau mit meiner Mutter entfernt verwandt war. Vor dem Krieg war der Pfarrer ein stattlicher, gesunder, fröhlicher Mann gewesen, dann kam die Belagerung. Er schickte seine Frau und die beiden Töchter mit den Schweizern aus Straßburg heraus. Er selbst blieb selbstverständlich zurück, obwohl er schon leidend war. Jetzt trafen wir einen matten und kranken Mann im Lehnstuhl an. Mit leiser Stimme erzählte er uns von den schweren Wochen der Belagerung, während deren er im Keller wohnte. Kein Glied seiner Gemeinde ist in der Zeit gestorben, ohne daß er ihm das Geleit zum Grabe gegeben hätte. Meist sei niemand beim Begräbnis gewesen als er und die Träger. Oft mußten sie unterwegs in Hauseingänge flüchten, weil die Granaten niederfielen. Im botanischen Garten war in dieser Zeit die Begräbnisstätte. Überall wo Kranke waren, machte er Besuche, suchte so viel wie möglich zu trösten und aufzurichten. Ich glaube, es war die schönste Zeit seines Lebens, obgleich sie ihm den Tod brachte. Die Entbehrungen und Erregungen, der Mangel an Pflege hatten ein Herzleiden zum Ausbruch gebracht. Wir haben ihn nicht wieder gesehen. Er ist bald darauf gestorben.

Deutschland – für das Elsass eine Stiefmutter

Nach dem Krieg strömten viele Hanauer und Kehler nach Straßburg, um ihre Freunde und Bekannten zu besuchen und zu sehen, welche Zerstörungen die Stadt durch den deutschen Artilleriebeschuss erlitten hatte.

Straßburg wurde die Hauptstadt des neuen Reichslandes Elsass-Lothringen.

Die deutsche Regierung besetzte die Verwaltung von Elsass-Lothringen fast ausschließlich mit preußischen Beamten und verlegte viele deutsche Truppen nach Straßburg. Um die vielen Militärs und Beamten unterzubringen, legte sie in den nächsten 30 Jahren ein riesiges Bauprogramm auf. Zwischen der Avenue de la Marseillaise und der Schwarzwald- und Vogesenstraße und um die Robertsauer Allee herum wurde das „deutsche Viertel“ gebaut, dessen Jugendstilhäuser mit den modernsten technischen Einrichtungen der damaligen Zeit wie Wasserleitung, Gasheizung und WC ausgestattet waren. In diesem Viertel wurden auch die neue Universität, die Post, die Bibliothek, ein Theater, das Konservatorium, die Garnisonskirche, der Kaiserpalast und 30 weitere öffentliche Bauten errichtet. Zwi-

schen der Rheinbrücke und der Porte d'Austerlitz wurde 1878 die erste Straßenbahnstrecke gebaut. Die Einwohnerzahl Straßburgs stieg bis 1914 von 75.000 auf 175.000.

Aber viele Elsässer schmerzte es, nicht mehr zu Frankreich zu gehören. Deshalb war es psychologisch unklug von der deutschen Regierung, so viele preußische Beamte nach Straßburg zu schicken, die eine ganz andere Mentalität als die alemannischen Elsässer hatten und deren Sprache sie nicht verstanden. Viele deutsche „Damen der höheren Gesellschaft“ behandelten Straßburger Frauen, die „nur elsässisch sprachen“ mit Herablassung und fielen durch ihr arrogantes Verhalten negativ auf. Jahrelang trugen viele der mit Frankreich sympathisierenden Straßburgerinnen Trauerkleidung.

Straßburg hallte wieder vom schweren Tritt deutscher Regimenter. Es gab wenig Klagen wegen Ausschreitungen. Auch die Einquartierungen betrugten sich anständig. Ein Pfarrer, den der Vater darüber befragte, erzählte ihm folgende Anekdote: Eine reiche alte Mamsell seiner Gemeinde habe ihm entrüstet geklagt über die gemeine Aufführung ihrer Einquartierung. Was sie denn angestellt hätten? Ja, sie gäbe den Soldaten abends meist Bier und Kartoffelsalat und Heringe, „un denke Se, Herr Pfarrer, die Kerle werfe immer die Heringsseele an d'Decke!“

Es gab bald schlimmere Klagen als diese. Die evangelischen Pfarrer, die fast alle dem Deutschtum zugeneigt waren, mußten mit Betrübnis sehen, daß viele der einströmenden deutschen Familien nicht die Zucht und gute Sitte pflegten, die sie von Deutschen erwarteten. „Wollen Sie den Hausschlüssel oder das Nachtessen?“ wurde dann mitunter ein neu eintretendes Dienstmädchen gefragt. Die guten deutschen Familien, die natürlich in der Überzahl waren, zeichneten sich fast alle aus durch eine unglaubliche Verständnislosigkeit gegenüber der elsässischen Seelenverfassung. Trotz der deutschen Stammeszugehörigkeit konnte die gewaltsame Lösung des Elsaß von Frankreich, mit dem es so lange verbunden war, nicht ohne schmerzende Wunden für die Bewohner abgehen. Das hätten besonders unsere deutschen Frauen berücksichtigen und nicht durch stolzes Auftreten ihre Siegerstellung betonen müssen. Die Sympathien für Frankreich wurden in Straßburg immer stärker statt schwächer. Jahrelang trugen die Damen aus französisch gesinnten Familien auf der Straße Trauerkleidung. Das fiel sehr auf, da die deutschen Damen lebhaftere Farben bevorzugten.

Immer wieder wurden die Gefühle der Elsässer durch Mißachtung verletzt, immer wieder kamen Übergriffe vor, aber das Schlimmste war, dass die deutsche Regierung nicht energisch dagegen einschritt und den Beleidigten Sühne gab.

Während all der Jahre, die wir noch in Kork waren, haben wir viel gelitten unter den deutschen Fehlern, die wir in Straßburg sahen.

Doch wir sahen auch anderes. Aus einer ausgesprochen schmutzigen Stadt ist Straßburg eine saubere, wohlansehnliche Stadt geworden. Sämtliche Häuser mußten im Lauf der Jahre angestrichen werden, kein Abfall aus den Häusern durfte mehr auf der Straße liegen, in den engsten Gäßlein konnte man gehen, ohne in schlechter Luft zu ersticken. Ein schönes Gebäude erstand neben dem anderen. Wahrscheinlich von selbst verschwanden die gräulichen Läden, wo im engsten nebeneinander Kraut und Petroleum, Dörrobst und Seife, Öl und Gebäck verkauft wurden. Deutschland war dem Elsaß eine tüchtige, fördernde, aber eine lieblose Stiefmutter.

Es ist später weiter viel gefehlt worden im Elsaß. Ein sehr intelligentes Mädchen, Elisabeth Schleicher, unsere „Alte Liss“ aus Querbach, die längere Zeit bei uns in Stellung war, mit der ich heute noch in Beziehung bin, war in mehreren vornehmen deutschen Häusern in Straßburg angestellt. Danach kam sie in eine elsässische Beamtenfamilie. Die Frau war eine reiche Apothekerstochter mit weit verzweigter Verwandtschaft. Liss sagte mir, ihre Madame sei eine ebenso gebildete Frau wie die deutschen Damen, bei denen sie vorher war, aber ihre Bildung sei französisch und sie spreche Elsässer Ditsch. Diese Frau entschloß sich zur großen Freude meiner Liss etwa drei Jahrzehnte nach dem Krieg, sich an einem Wohltätigkeitsbazar zu beteiligen, den die Frau oder Schwester des Statthalters inszeniert hatte. Es lag darin eine Anerkennung der neuen Zustände. Aber die deutschen Damen begegneten der Elsässerin mit solcher Herablassung, ja Mißachtung, daß die aufkeimende Zuneigung für das Deutschtum vernichtet wurde. Das bedeutete nicht nur den Verlust dieser Frau für das Deutschtum, sondern auch den ihrer ganzen Verwandtschaft, die sonst wohl auch mit herübergezogen worden wäre.

Ich habe mir diese Dinge einmal vom Herzen schreiben müssen.

Festlicher Empfang der deutschen Truppen bei ihrer Rückkehr

Nach dem Friedensschluss wurde auch in Kork ein Friedensfest abgehalten. Am Sonntagmorgen bliesen Militärmusiker vom Kirchturm den Choral „Nun danket alle Gott“, und Pfarrer Schellenberg hielt die Festtagspredigt über den 100. Psalm. Die deutschen Truppen, die vom Elsass nach Deutschland zurückmarschierten, erhielten in Kork ihr erstes Quartier. Sie wurden von der Bevölkerung begeistert empfangen, junge Mädchen schenkten ihnen Blumen und Zigarren, und der Bürgermeister hieß sie feierlich willkommen.

Es kam der Friede. Es kam das Friedensfest. So schön wie auf dem Land kann ein solches Fest in der Stadt nie sein. Wie da am frühen Morgen von ein paar Militärmusikern vom Kirchturm die drei Strophen von „Nun danket alle Gott“ geblasen wurden – es war eindruckvoller, als wenn eine Kapelle nach der andern durch die Straßen gezogen wäre.

Der Vater hielt die Festpredigt über den 100. Psalm. Herrlich war es, daß wir alle uns freuen konnten. Denn kein einziger Mann unseres Kirchspiels war gefallen, keiner ernstlich verwundet worden. Das Vaterland war geeinigt, ein Kaiser war uns geschenkt, prachtvolle Männer waren seine Räte, tapfer und treu hatte sich das Volk erwiesen; fest begründet schienen unsere Hoffnungen auf eine friedvolle Zukunft.

Die größte Freude nach der Beendigung des Krieges war die Rückkehr unserer Truppen. Die von Straßburg aus über den Rhein kamen, marschierten über Kork und hatten hier das erste Quartier auf deutschem Boden. Sie kamen alle auf der Landstraße durch Kehl und Neumühl. Alle durchziehenden Truppen – soweit wir von ihrem Kommen wußten – wurden durch Spalier bildende junge Mädchen mit Blumen und Zigarren beschenkt. Wie oft bin ich dort gestanden! Die zur Einquartierung bestimmten Truppen wurden geehrt durch einen Empfang von seiten des Bürgermeisters und anderer Honoratioren. Da kamen einmal die badischen Leibgrenadiere. Das war was ganz Besonderes. Dafür wurden auch „Katzenköpfe“ (Böller) aufgestellt. Der Bürgermeister hielt eine Ansprache, dann wollte der Oberst antworten. Sobald er den Mund auftat – bum – ließ sich der „Katzenkopf“ hören. Das Schlachtroß bäumte sich auf. Jeder erneute Versuch zu sprechen ging unter in einem gewaltigen Bum. Ich weiß bis heute nicht, was der Oberst Stölzel sagen wollte, doch kann ich mir denken, daß es etwas Schönes gewesen wäre; denn er war ein lieber guter Mann von zartem Gefühl. Merkwürdig wie seine poetische Art auf das Regiment abgefärbt hatte. Die Grenadiere wollten keine Zigarren von uns Mädchen „O eine Blume! Geben Sie mir eine Blume“. „Mir auch“, so hieß es immer wieder. Die Württemberger, die ein paar Tage vorher durchgekommen waren, sagten dagegen befriedigt, wenn man ihnen eine Zigarre reichte: „So, des ischt jetz doch ebs Verninftigs!“ – Oberst Stölzel und sein Adjutant waren bei uns im Pfarrhaus angesagt. Die Mutter hatte die Familie zusammengerückt und unten für den Oberst das Besuchszimmer und das anstoßende Gastzimmer bereitet, für den Adjutanten ein Zimmer im oberen Stock. Da kam ein Unteroffizier und sagte: „Der Herr Oberst sind gewöhnt, zusammen zu wohnen mit dem Herrn Adjutanten.“ Der Mutter kam das zwar sonderbar vor, aber mit Feuereifer kamen wir dem Wunsche nach und richteten für beide Herren die Betten im Gastzimmer. Als das fertig war, kam ein weiterer Unteroffizier, um unsere Vorbereitungen zu kontrollieren: „Ja, der Herr Oberst können aber doch nicht im selben Zimmer untergebracht werden wie der Adjutant!“ Die Mutter erklärte, wie das gekommen sei. Da habe der erste Unteroffizier jedenfalls unter zusammenwohnen nur dasselbe Haus gemeint. Rasch wurden die Betten geändert, und alles war fertig, als die Herren kamen. Die Regimentsfahne wurde gebracht. Stumm und steif wie von Holz brachten einige Soldaten und Unteroffiziere die Fahne, fanden mit sicherem Blick die schönste Ecke im Be-



Das Korker Pfarrhaus

suchszimmer und stellten sie dort auf. Mit den gleichen Zeremonien ist sie später wieder abgeholt worden. Wenn ich mich recht erinnere, ist auch noch ein besonderer Posten für die Fahne aufgestellt worden. Oberst Stölzel war ein Freund von Onkel Wilhelm und auch dem Vater wohlbekannt. Wir hatten gemütliche Stunden mit ihm, und brennend gern wäre ich abends seiner Einladung gefolgt und mit ihm in den „Schwanen“ gegangen. Dort sollte zu Ehren der Soldaten Tanz sein, und Stölzel wollte mit mir den Ball eröffnen. Aber ich konnte nicht tanzen. Es war ganz unmöglich. Trotz Tanzstunden im Institut hätte es eine schreckliche Blamage gegeben.

Deutsche Einquartierung im Pfarrhaus

Offiziere und Gemeine, in buntem Wechsel hatten wir Kriegsvolk im Haus. Da ist mir ein Württemberger Hauptmann rememberlich, dessen Truppe sehr gelitten hatte. Einmal waren alle höheren Offiziere kampfunfähig, und er führte das Regiment. Es war wie ein Wunder, daß er gesund heimkehren durfte. Seiner Frau in Stuttgart hatte er geschrieben, sie sollte den Einzug der Truppen nicht ansehen. Daheim solle sie ihn erwarten. Daheim! Er hatte Tränen in den Augen, als er das sagte.

Mehrere Württemberger Soldaten waren bei uns. Abends baten sie um den Hausschlüssel. Der Vater sagte, er bleibe auf und öffne ihnen, wie er es bei ihren Vorgängern auch getan habe. Es lag ihnen aber so viel an dem Schlüssel, daß der Vater ihn gab mit der freundlichen Ermahnung, nicht zu laut zu sein beim Heimkehren, weil das für ein Pfarrhaus nicht passe. Niemand hörte sie heimkommen. Auf unser erstauntes Fragen erklärten sie morgens vergnügt, sie hätten die Stiefel schon vor der Haustüre ausgezogen. Ähnlich rücksichtsvoll betrogen sich alle.

Unter mehreren anderen Einquartierten fiel meiner Mutter ein Soldat auf, der nicht sprach und sehr gedrückt erschien. Sie suchte ihn auf, als er allein war und befragte ihn wegen seines Kummers. „Ach“, sagte er, „alle freuen sich auf's Heimkommen, und ich habe so Angst davor. Sieben Mann sind aus unserm Dorf fortgegangen, und ich bin der einzige, der wieder heimkommt. Wenn ich an den Jammer denke, und was sie noch alles von mir wissen wollen von ihren Leuten, drückt mir's fast das Herz ab.“

Eines Tages kam Einquartierung, die vorher nicht angesagt war. Drei Mann waren es. Ich sah sie zum Hoftor hereinkommen. Voran ging ein hagerer, struppiger, rothaariger Kerl, fluchend, schimpfend, gestikulierend. Schmutzig waren sie alle. Der Vater ging hinunter, begrüßte sie freundlich und lud sie ein hereinzukommen, es werde gerade Kaffee gemacht. „Herr Pfarrer“, brach der wilde Kerl, er hieß Rothart, los, „wir können nicht in Ihr Haus. Wir sind wie die Viecher, dreckig und wüst. Alle haben eine neue Montur bekommen, nur wir vom Train (Transportabteilung) nicht. So wie wir aussehen,“ und er fing wieder an zu schimpfen und zu fluchen. Der Vater sagte: „Es ist gut, daß wir einmal sehen, was die Soldaten auch in dieser Weise haben ausstehen müssen. So haben wir's doch nicht gewußt. Kommen Sie ruhig herein. Es ist ein Ehrenkleid, das Sie tragen.“ „Wir kommen, Herr Pfarrer, aber zuerst wollen wir uns noch zurecht machen.“ Über eine Stunde wuschen und putzten die Männer am Brunnen an sich herum, ehe sie ins Haus traten. Der Rothart führte das große Wort, so lange sie bei uns waren. Die andern waren stille, feine, einfache Menschen. Einer hatte einen großen, wallenden blonden Vollbart. Der Rothart machte darauf aufmerksam: Man sage, es sei der schönste Bart in der ganzen Armee, er war ordentlich stolz, daß sie beim Train so was Besonderes hatten. Der Bärtige lächelte leise: „Ob wohl meine Frau mich noch kennt?“ Der andere erzählte, sein Kind sei zur Welt gekommen, während er im Felde war. Da habe er geträumt, wie bei seiner Heimkehr sein Kind am Tisch gestanden sei und einen Laib Brot heruntergenommen habe. Lieber Gott, habe er gedacht, wenn ich so lang in dem Frankreich bleiben muß!

Der Rothart hatte wenig Sinn für solche Familiensachen. Mit seiner rauhen Stimme erzählte er darauf von gefahrvollen Fahrten im Gebirg, von „leer gefressenen“ Höfen usw. Er saß bei Tisch neben mir. „Wenn wir nachts in einen Hof gekommen sind, haben wir die Leute aus den warmen

Betten gejagt und uns darein gelegt. Einmal bin ich in eine Stube gekommen, da ist ein Weibsbild im Bett gelegen. Ich habe ein bißchen Französisch gelernt da drüben. „Sortez! Raus!“ habe ich gebrüllt. Sie hat sich aber nicht gerührt. Da hab ich sie am Arm gepackt und hab sie rausschmeißen wollen. Aber auf einmal hab' ich gesehen, daß sie die Blattern hat. Da bin ich aber weg von dem Bett!“ – Alle Schrecken des 30jährigen Krieges tauchten blitzschnell vor mir auf in diesem Augenblick. War der wilde Rothart, der da neben mir saß, ein Söldner des Tilly? Des Wallenstein?

Das ganze Dorf wußte, daß im Pfarrhaus „der wütesten Kerl von der ganzen Armee“ einquartiert sei. Er selber renommierte überall damit, bemühte sich aber, uns durch Höflichkeit zu imponieren. Er hat uns zu Ehren es unterlassen, sich am ersten Abend in Deutschland zu betrinken, wie doch eigentlich seine Absicht war. Der Abschied bestand in kraftvollem Händedrücker und landsknechtmäßigen Beteuerungen seiner Dankbarkeit für die gute Aufnahme.

Unter den vielen, vielen Soldaten und Offizieren, die in dieser Zeit unter unserm Dach waren, befand sich nur ein einziger, den ich für einen schlechten und gemeinen Menschen hielt. Es war ein Offizier. Er erzählte an unserem Tisch von einer frivolen Handlung, die er in Frankreich begangen hatte, wie von einem guten Witz, und er war richtig enttäuscht, daß er mit seiner Erzählung so gar keinen Lacherfolg hatte. Zu meiner unendlichen Befriedigung hörte ich später, daß eben dieser Offizier etwa ein Jahr nach dem Krieg aus dem Heer entlassen worden ist.

Sonst sind es schöne und gute Eindrücke, welche die Heimkehrenden hinterlassen haben. Wohl die allerwenigsten mögen aus jenem kurzen Krieg ein böses Gewissen mitgebracht haben. Ich kann mich eigentlich nur an offene, glückliche und gerührte Gesichter erinnern. Dennoch und trotz des großen Erfolgs habe ich mir seit anno 1871 sehnlich gewünscht zu sterben, ehe Deutschland wieder in einen Krieg verwickelt würde.

Feier des 100. Geburtstages von Kirchenrat Fecht

Gleich nach dem Krieg wurde in Kork ein großes Fest gefeiert.

Pfarrer Schellenberg war 1848 beim alten Dekan Gottlieb Fecht Vikar gewesen; seitdem war er mit der Familie Fecht, die in Kork bis heute einen eigenen Begräbnisplatz hat, freundschaftlich verbunden. Am 100. Geburtstag (7.3.1871) von Gottlieb Fecht lud Frau Grunelius, eine Tochter Fechts, zu einem großen Fest in die „Krone“ ein. Die ganze Fechtfamilie, Pfarrer Schellenberg und einige Ehrengäste tagten im oberen Saal, während unten im Gasthaus alle Dorfbewohner eingeladen waren, die in irgendeinem Dienstverhältnis zur Familie Fecht gestanden hatten, und sämtliche armen Leute, die älter als 70 Jahre waren. Die Gäste hielten launige Reden, und alle hatten viel Spaß an diesem Tag.



Kork, links das ehemalige Gasthaus zur Krone

Als mein Vater 1868 Pfarrer in Kork wurde, flammte auch die alte Freundschaft zur Familie des Kirchenrats Fecht wieder auf, bei dem er 20 Jahre früher Vikar gewesen war. Die Fechtfamilie hatte auf dem Korker Friedhof einen eigenen Begräbnisplatz, auf dem alle Mitglieder der Familie nach ihrem Tod beerdigt wurden. Das geschah zu unserer Zeit mehrmals. Bei diesen Beerdigungen hatten wir das Haus voll von Gästen aus der Familie Fecht, die bald weinten, bald lachten, je nachdem der neue Schmerz oder eine lustige Erinnerung sie übermannten. Und ich sah, wie diese oft ganz anders gearteten Menschen meinen Vater verehrten.

Am 7. März 1871 kamen alle Mitglieder der Familie Fecht in Kork zusammen, um den 100. Geburtstag von Kirchenrat Fecht zu feiern. Sie waren von der Witwe des Bankiers Grunelius, einer Tochter Fechts, zu einem Festmahl im oberen Saal der „Krone“ eingeladen. Im unteren Saal versammelte sich eine ebenso große Gesellschaft: alle Dorfbewohner, die in einem Dienstverhältnis zu dem Fechtschen Haus gestanden hatten und alle armen Leute, die älter als 70 waren. Es war für alle oben und unten ein wunderschönes Fest. Rechts und links von mir saßen ein Enkel und ein Urkel Fechts. Letzterer, der Assessor Bürklin, wurde später ein berühmter Intendant am Karlsruher Hoftheater.

Man kann sich denken, wie anregend die Gespräche der Fechtfamilie für uns waren. Aber nicht nur das. Frau Grunelius sprach mit meinem Vater über eine Stiftung für arme Korker. Zwischen 1797 und 1923 gründeten in Kork fünf vermögende Familien fünf Stiftungen mit dem Ziel, die Armen und Alten des Dorfes zu unterstützen. In ihrem Testament vom 15.7.1887 bestimmte Frau Adelheid Grunelius die Gründung der Grunelius-Stiftung. Sie hatte dafür bei der Bank Schwarzmann in Straßburg 14.000 Mark in Staatsobligationen zu einem Zinssatz von 4% angelegt.

Die Bürgermeister und Gemeinderäte der Kirchspielgemeinden bildeten den Stiftungsrat. Aus den Erträgen der Stiftung sollten die Gräber des „Fechtgärtleins“ gepflegt werden, die übrigen Zinsen wurden am Geburtstag und Todestag ihres Vaters und am Todestag ihrer Mutter an 25 arme, alte Frauen und Männer ausgezahlt. Außerdem sah das Testament vor, an Weihnachten 100 arme Kinder zu beschenken. Leider ging das Geld der Stiftung 1923 durch die Inflation verloren. Das Guthaben der Grunelius-Stiftung, das am 1. Januar 1915 noch 5701 Mark betragen hatte, wurde nach der Inflation am 24. Oktober 1924 von der Sparkasse Kork noch mit 84 Reichsmark bewertet.

Frau Bürklin, die älteste Tochter Fechts, begrüßte die Gäste im unteren Saal. Ihr Sohn, der bekannte Verfasser hübscher Kalendergeschichten im „Lahrer Hinkenden Boten“, führte sie am Arm. Ein alter Tagelöhner sagte zu ihm: „Des esch rächt, daß Ihr Euri Frau zu uns bringe.“ Die beiden lachten. „He, siesch denn net, daß des sini Tochter esch?“, sagte ein anderer. „Jetzt wollen wir aber gehen“, rief der Sohn Bürklin, „sonst macht Ihr mich noch zum Großvater meiner eigenen Mutter.“ Es machte ihm großen Spaß, eine so jugendliche Mutter zu haben.